



DER HAIRSTYLIST

«Eine attraktive Frau geht spielerisch mit ihrem Aussehen um und erfindet sich immer wieder neu. Ein attraktiver Mann ist ein Typ, ein Charakterkopf wie Dieter Meier. Ist er nur schön, hat er verloren.»

Björn von Rotz (43) ist Haar- und Make-up-Artist und Inhaber des «room of design» in Zürich. Vor dem Haarschnitt berät er seine Kundinnen und Kunden in Stilfragen.

Männer & Frauen

Wie gross ist der kleine Unterschied?

Männer und Frauen sind nicht gleich. Doch wie unterscheiden sie sich, und wie lassen sich diese Unterschiede erklären? In diesem Dossier zeigen wir, welche Antworten auf diese Fragen Forschende der Universität Zürich haben. Sie beschäftigen sich in verschiedenster Weise mit der Geschlechterdifferenz, beispielsweise mit genetischen Ursachen, Paarbeziehungen, der Berufswahl und der Arbeitswelt oder dem Zusammenhang zwischen Biologie und Psyche.

Der Fotograf Tom Haller hat Frauen und Männer in untypischen Rollen fotografiert, und wir haben sie gefragt, wie sie den kleinen Unterschied erleben. Hallers Porträts begleiten dieses Dossier.

Ein Mann für jede Zyklusphase

Hormone beeinflussen, wie wir uns gegenüber unserem Partner verhalten. *Seite 26*

Hundsköpfige und Hermaphroditen

Für die Gelehrten im Mittelalter waren Zwitter eine Herausforderung. *Seite 28*

Verlorene Talente

Wer sich in einen geschlechtsuntypischen Beruf wagt, zahlt einen hohen Preis. *Seite 29*

«Jagen und gejagt werden»

Unsere Psyche muss zuerst lernen, dass unser Körper männlich oder weiblich ist. *Seite 32*

Mehr als X und Y

Y- und X-Chromosomen allein erklären nicht, weshalb die Geschlechter verschieden sind. *Seite 35*

Köpfchen schlägt Muskeln

Die Frauen holen beruflich auf, doch können sie mit den Männern gleichziehen? *Seite 38*

Mehr Appetit auf Physik

Das Geschlecht entscheidet nicht darüber, ob wir uns für Naturwissenschaften interessieren. *Seite 42*

«Männer und Frauen. Wie gross ist der kleine Unterschied?» ist das Thema des vom «magazin» der UZH organisierten «TALK IM TURM», der am Montag, 20. Januar 2014, im Restaurant uniTurm stattfindet. Die Psychologin Ulrike Ehlert und die Psychoanalytikerin Monika Gsell diskutieren über den kleinen Unterschied zwischen den Geschlechtern und seine Folgen.
Weitere Informationen und Anmeldung: www.talkimturm.uzh.ch



DER FLORIST

«Die Männer sind kreativer, probieren Neues aus, haben gerne grosse Gesten. Die Frauen machen liebevollere Sträuße und widmen sich stärker dem Detail. Das macht Männer eher nervös.»

Xavier Barbera (39) führt seit sechs Jahren seinen Blumenladen «Le Fleuriste» in Zürich.

A woman with grey hair, wearing a black coat and a black scarf, stands next to a blue classic car. She is smiling and looking towards the camera. The car is a vintage model with a prominent side mirror and a sleek body. The background is a plain, light-colored wall.

DIE AUTONÄRRIN

«Rennfahrerinnen sind weniger aggressiv als ihre männlichen Kollegen. Im Zweikampf auf der Strecke gehen sie deshalb eher vom Gas, während die Männer auch einen Crash in Kauf nehmen. Bei unseren Oldtimerrennen geht es allerdings mehr um die Freude an den alten Autos als ums Gewinnen.»

Carol Scotti (63) ist Redaktorin des Magazins «Historic Motor Racing News» und organisiert Oldtimerrennen, an denen sie selber mitfährt. Sie war schon als Kind fasziniert von Autos.

Ein Mann für jede Zyklusphase

Unsere Sexualhormone steuern unser Verhalten im Alltag – bei der Partnerwahl genauso wie bei der Abfallentsorgung. Wir sollten uns der Macht der Hormone bewusst sein, sagt die Psychologin Ulrike Ehlert. Von Michael T. Ganz

Am Anfang ging es allein um Stress. «Wir wollten wissen, wie sich der Mensch vor diesem Phänomen schützen kann», sagt Ulrike Ehlert, Professorin für Klinische Psychologie und Psychotherapie an der Universität Zürich. Für einen ersten Test suchten die Forscher und Forscherinnen junge und gesunde Männer, die in einer «zufriedenstellenden Partnerschaft» standen. Vor versammeltem Publikum sollten sie eine Rede halten und – schlimmer noch – öffentlich Kopfrechnungen lösen. «Damit», sagt Ehlert und schmunzelt, «lässt sich so ziemlich jeder stressen.»

Getestet wurde in Varianten. Entweder durften die Männer zur Unterstützung ihre Partnerin mitbringen. Oder man verabreichte ihnen eine Portion Oxytocin, ein für den Geburtsprozess wichtiges, also vorab weibliches Schutzhormon, das auch das Verhalten zwischen Mutter und Kind steuert und soziale Interaktionen ganz allgemein beeinflusst. Oder man tat nur so, als würde man es ihnen verabreichen, gab ihnen jedoch ein Placebo. Alle drei Varianten wurden wiederum kombiniert.

Die These der Forschenden: Wenn Oxytocin tatsächlich ein Schutzhormon und die Partnerschaft tatsächlich zufriedenstellend war, so musste konsequenterweise beides die Anspannung abpuffern. Die Testresultate gerieten denn auch «bilderbuchmässig», wie Ehlert es nennt: Männer mit partnerschaftlicher und hormoneller Unterstützung zeigten im Test kaum Stresssymptome, Männer ohne Partnerin und mit Placebo dagegen sehr.

Der zweite Test galt den Frauen. Die Konditionen waren diesmal leicht anders. Die Variante «Partnerunterstützung» blieb bestehen, die Varianten «Oxytocin» und «Placebo» erhielten eine neue Spielform: Statt die Probandinnen mit zusätzlichem Schutzhormon zu stimulieren, sollten dies ihre männlichen Partner aus eigener Kraft

tun. Denn der Oxytocinpegel steigt bei Körperkontakt, insbesondere beim Sex. «Wir entschieden uns für eine politisch korrekte Testanordnung und wählten statt Sex die Schulter-Nacken-Massage», sagt Ehlert. Eine Physiotherapeutin erteilte den Herren die nötigen Lektionen, damit sie einen Teil der Probandinnen kurz vor dem Stresstest entsprechend bearbeiten konnten.

Gleicher Test, anderes Resultat

Und was kam heraus? Dasselbe? «Eben nicht», triumphiert Ulrike Ehlert. «Da sind wir nämlich schon beim Unterschied zwischen Mann und Frau.» Die reine Anwesenheit der männlichen Partner zeigte bei den Frauen keinerlei stresslindernden Effekte, die Massage jedoch schon. Nach diesem Resultat sei ihr und ihrem Team klar geworden, dass Männer und Frauen «ein bisschen unterschiedlich ticken», wie Ehlert sagt.

Der nächste Schritt war klar: Jetzt mussten Paare auf den Prüfstand. Was würde geschehen, wenn man Beziehungspartner gegeneinander ausspielte? Was, wenn sie unter Stress gemeinsam Aufgaben zu lösen hätten? Der Versuch wurde dementsprechend zweistufig durchgeführt: In einer ersten Phase hatten Beziehungspartner gleichzeitig, Seite an Seite, aber jeder für sich einen Intelligenztest zu absolvieren; in einer zweiten Phase sollte das Paar in 20 Minuten mit einem Budget von 600 Franken eine Wochenendreise planen.

Nach dem Intelligenztest erhielten die Partner vom Forschungsteam – absichtlich falsche – Rückmeldungen zum Resultat ihrer Arbeit. Auf negative Feedbacks hätten Frauen dabei wesentlich schlechter reagiert als Männer, erzählt Ehlert. «Die Männer blieben gelassener. Sie fühlten sich in ihrem Selbstkonzept offenbar weniger bedroht.» Auch die fingierte Reiseplanung lieferte ein erkennbares Ergebnis: Die Freundlichkeit

zwischen den Beziehungspartnern nahm mit wachsendem Zeitdruck ab, die Dominanz der Männer gleichzeitig zu. Dies habe die nachträgliche Auswertung der Videoaufzeichnungen klar gezeigt, sagt Ehlert, «und das sind eindeutig Stressreaktionen».

Die Forschenden hatten ihren Versuchskaninchen während der Tests jeweils auch Speichelproben entnommen, um den Hormonspiegel festzustellen. Sie parallelisierten die chemische Auswertung mit jener der Videos. Was dabei herauskam: Je höher der Östrogenspiegel, desto freundlicher verhielten sich Frauen ihren Partnern gegenüber. Vereinfacht gesagt: Je weiblicher die Frau, desto netter ist sie zum Mann.

Östrogen und Partnerwahl

Das weibliche Sexualhormon schien also die Beziehung mitzuprägen. War es demnach möglich, dass der Östrogenspiegel auch bei der Partnerwahl eine Rolle spielte? Die Vermutung lag jedenfalls nahe. Ulrike Ehlert und ihre Doktorandinnen schritten zum nächsten Test. Sie legten Frauen in verschiedenen Phasen des weiblichen Zyklus Bilder von Männergesichtern vor, denen sie mittels Morphing am Computer virilere oder feminere Züge verliehen.

Und tatsächlich: Zum Zeitpunkt des Eisprungs, bei dem das Östrogen seinen Höchstwert erreicht, wählten die Probandinnen die männlichere Gesichtsversion – ausgeprägte Kinnpartie, tiefer Haaransatz –, in der Lutealphase mit tieferen Östrogenwerten die weiblichere Version – vergrösserte Augen, vollere Lippen – desselben Gesichts. Evolutionsbiologisch, so Ehlert, sei das ja auch klar: Empfängnisbereite Frauen suchten den Mann mit den männlichsten Genen, nach der Empfängnis indes bräuchten sie den Nestbauer und Beschützer mit weiblichen Qualitäten wie Zuwendung und Fürsorglichkeit.

Diese These stützt eine weitere Studie aus Ehler's Departement, diesmal zum Konkurrenzverhalten zwischen Frauen. Eine wissenschaftliche Befragung ergab, dass sich Frauen in den Tagen des Eisprungs stärker von Nebenbuhlerinnen

konkurrenziert fühlen als sonst, «weil sie dann eben den bestmöglichen Mann für sich allein haben wollen», wie Ulrike Ehlert erklärt. Nicht nur das: Während der Ovulation empfinden sich Frauen gemäss Studie auch als attraktiver und essen rund 200 Kalorien weniger als sonst.

Nach der Menopause bleiben die erhöhten Östrogenspiegelwerte plötzlich weg. Nicht nur Haut, Haare und Knochen können darunter leiden; ohne Östrogen verschafft sich auch das hungeranregende Hormon Ghrelin Zugang zum Hirn, die Frauen nehmen rascher zu. «Wenn das Östrogen abstürzt, wird auf einen Schlag alles anders», sagt Ehlert. «Beim Mann gibt es im Alterungsprozess keine derart raschen Veränderungen, keine so drastisch ungünstigen physiologischen Prozesse.» Und ganz abgesehen von der Menopause gebe es beim Mann ja auch keinen Zyklus, der seinen Körper Monat für Monat einem Wechselbad von hormonellen Zuständen unterziehe.

Machos ohne Umweltbewusstsein

Auch den Mann hat Ulrike Ehlert hormonell unter die Lupe genommen. Verschiedene Untersuchungen belegen, dass das Umweltverhalten bei Männern weniger ausgeprägt ist als bei Frauen, «und jetzt wollten wir wissen, ob Testosteron dabei eine Rolle spielt». Im Rahmen einer Forschungs Kooperation mit Thomas Bernauer, Professor für Politikwissenschaft an der ETH Zürich, sammelte Ehlerts Team bei 200 Männern Speichelproben zur Messung des Sexualhormons und liess die Probanden Fragen zu Abfalltrennung, Energieverbrauch und Verkehrsmitteln beantworten. Die Erkenntnis: Je weniger Testosteron, desto stärker das ökologische Gewissen, oder anders gesagt: Machos sind wenig umweltbewusst.

Setzt man nun «Umweltbewusstsein» mit «der Sorge für die unmittelbare Umgebung» gleich, bestätigt das Resultat der Ökostudie das der Partnerwahltests, bei denen Frauen sich je nach Zyklusphase verschiedene Virilitätsgrade wünschen. Der Macho, so liesse sich etwas überspitzt formulieren, ist für die Fortpflanzung gut, als Langzeitpartner eignet sich der weiblichere Mann wohl aber besser.

Braucht eine Frau also gleichzeitig zwei Männer? Oder soll sich der männliche Alleinpartner dem Zyklus der Frau anpassen, indem er seinen Virilitätsgrad laufend verändert? Ulrike Ehlert muss lachen. «Ersteres kommt ja ohnehin vor, allerdings genauso mit umgekehrten Vorzeichen. Aber die zweite Lösung ist wohl die bessere.» Ein

DER KLEINE UNTERSCHIED



Je höher der Östrogenspiegel, desto freundlicher verhalten sich Frauen ihren Partnern gegenüber. Vereinfacht gesagt: Je weiblicher die Frau, desto netter ist sie zum Mann.



Je weniger Testosteron, desto stärker ist das ökologische Gewissen von Männern. Anders ausgedrückt: Machos sind wenig umweltbewusst.

kluger Mann, so Ehlert, werde seine Frau beobachten, Rücksicht nehmen auf ihre hormonellen Schwankungen, Rücksicht vor allem auf die physiologisch und psychosozial neue Situation nach der Geburt eines Kindes und auf den abrupten Bruch durch die Menopause. «Kluge Frauen andererseits sollten akzeptieren, dass sie solchen Schwankungen und Brüchen unterworfen sind, statt ihren Männern vorzuwerfen, sie würden sich zu wenig um die Familie kümmern.»

Genau das ist für Ulrike Ehlert der praktische Nutzen ihrer psychobiologischen Forschung: den «kleinen Unterschied» zwischen Mann und Frau nicht nur intellektuell regeln zu wollen, sondern den physiologischen Bedingungen und evolutionsbiologischen Besonderheiten der beiden Geschlechter im ganz gewöhnlichen Alltag Rechnung zu tragen. «Das», meint Ehlert, «fällt in unserer Alles-ist-machbar-Welt vielen Menschen sehr schwer, nämlich anzuerkennen, dass Frauen und Männer schon rein biologisch verschiedene Phasen und Zustände durchleben.»

Mehr Toleranz für die Differenz

Doch wo, wenn sich ja alles um Biologie dreht, bleibt hier die Psychologie? Wenn sie die Erkenntnisse aus ihrer Forschung mit Stress- und anderen Tests betrachte, verstehe sie viele der Probleme

besser, die Patientinnen und Patienten in die Therapie mitbrächten, sagt Ulrike Ehlert. «Das Besondere an unserer psychobiologischen Forschung ist, dass sie versucht, ganz nah an der Realität zu bleiben.» Beispiel: Ein Ehepaar sucht sich mit dem Auto den Weg durch eine fremde Stadt – eine Situation, die jeder und jede kennt.

«Aus unseren Stresstests wissen wir, dass die Freundlichkeit in solch einer angespannten Situation abnehmen wird. Also lernen wir daraus: Toleranter sein und nicht gleich die Ehe in Frage stellen, wenn man sich mal im Strassensdschungel verirrt.»

Das klingt ein wenig nach jenen Weisheiten, die das australische Versicherungsvertreter- und Kommunikationstrainerpaar Allan und Barbara Pease im Bestseller «Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken» verbreitet. Ulrike Ehlert kennt den Vorwurf. «Was in solchen

Lebensratgebern steht, ist populärwissenschaftlich und sehr oft spekulativ. Unsere Erkenntnisse basieren auf Forschungsergebnissen aus psychobiologischen Erhebungen mit anständigen Stichprobengrössen. Populärwissenschaftliche Ratgeberliteratur muss nicht begründen, woher Erkenntnisse stammen.»

Dennoch, das Ziel solcher Ratgeber und das Ziel der psychobiologischen Forschung sei letztlich dasselbe – Verständnis zu schaffen nämlich für die Differenz zwischen Mann und Frau. Ehlert: «Es gibt Unterschiede, und unsere Forschung zeigt, dass sich diese Unterschiede ein Stück weit mit dem Funktionieren der Sexualhormone erklären lassen.»

Kontakt: Prof. Ulrike Ehlert, u.ehlert@psychologie.uzh.ch